Zeitschrift: SuchtMagazin
Herausgeber: Infodrog
Band: 46 (2020)
Heft: 3

Artikel: Erinnern, vergessen, anpassen, ausbrechen : Drogenkonsum und seine Motive

Autor: Feustel, Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-881046

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnern, vergessen, anpassen, ausbrechen: Drogenkonsum und seine Motive

2020-3
Jg. 46
S. 5 - 10

Es gibt ähnlich viele Drogen wie Motive für ihren Konsum. Von Versuchen, tief verborgene Erinnerungen wachzurufen bis – genau umgekehrt – zum stoffinduzierten Vergessen, vom Ziel der Anpassung an Gegebenheiten bis zum Ausbruch aus genau diesen. Die Liste ist lang. Der Beitrag streift kursorisch durch die Geschichte des Drogenkonsums, diskutiert verschiedene Motive und versucht zu zeigen, dass die zeitgenössische Verknüpfung von Droge, Gefahr und Sucht dem Gegenstand nicht gerecht wird.

ROBERT FEUSTEL
Dr., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Arbeitsbereich Gesellschaftstheorie und Wissenssoziologie des Instituts für Soziologie der Uni Jena, Carl-Zeiss-Str. 2, D-07743 Jena, robert.feustel@uni-jena.de, robert-feustel.de

Drogen, Sucht, Untergang?

Das zeitgenössische Wissen legt vor allem eine Verknüpfung nahe, jene zwischen Drogenkonsum und Gefahr. Wann immer von Drogen oder gar von «Rauschgiften» gesprochen wird, scheint das Risiko nicht weit. Eigentlich schwingt Verelendung beständig mit, selbst wenn leichte Entwarnung möglich scheint – immerhin hat Cannabis seinen falschen Schrecken weitgehend verloren. Die Verkettung ist dennoch offenkundig: Drogen, Sucht, Untergang. Die wissenschaftlich schwer haltbare, aber unheimlich langlebige Rede von den Einstiegsdrogen ist Beleg dafür. Wer so argumentiert, hat die schiefe Bahn im Blick, den Absturz, der – für alle, die einmal angefangen haben – nur mit viel Aufwand oder gar nicht zu vermeiden ist. Die Drogenaufklärung in Schulen mag bisweilen neue, sinnvolle Wege eingeschlagen haben. Der eigentliche und vordringliche Grund ihrer Notwendigkeit bleibt dennoch meist zentral: Die Gefahr. Drogenkonsum ist jedoch eine vielfältige Geschichte, und seine breit gestreuten Praktiken haben nur vermittelt, sequenziell oder teilweise mit Sucht, mit Abgründen und sozialem Abstieg zu tun. Hinzu kommt: Wann immer Menschen aus der sozialen Ordnung fallen, waren Drogen schlimmstenfalls ein Katalysator, selten bis nie aber der eigentliche Grund. Der renitente Verweis auf Drogen als Ursache sozialer Schieflagen hat eher den Charakter eines griffigen und lange Jahre geübten Ablenkungsmanövers. Wer Drogen zur Verantwortung zieht, muss über Gesellschaft und Kapitalismus nicht reden.

Daher wird es möglicherweise Zeit, den Blick umzukehren und nach den vielen und weit gestreuten Motiven für Drogenkonsum zu schauen. Die folgenden Seiten versammeln eine ganze Reihe unterschiedlicher Gründe, warum Menschen zu Drogen greifen oder gegriffen haben, ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder eine schlüssige Systematik. Vielmehr zeigt sich ein Kaleidoskop unterschiedlicher Lach- und Sachgeschichten, deren Sammlung allein verdeutlichen könnte, wie verkürzt und engstirnig die unmittelbare Kopplung von Drogen, Sucht und Gefahr ist.

Das soll freilich nicht heissen, dass Drogen keine Abgründe reissen können, dass bestimme Konsummuster bisweilen zu Gewohnheiten führen und mittel- bis langfristig der Gesundheit zusetzen. Das allerdings ist, wie zu zeigen sein wird, nur ein Weg unter vielen, nur ein mögliches Muster, das zudem beständig mit sozialen und ökonomischen Ausgrenzungen zu tun hat. Die Droge ist nur ein Aktant, ein bisweilen ungünstiger Faktor. Der fast ausschliessliche Blick auf die Praxis der Sucht und die Sozialfigur des Junkies hat jedoch das ganze Feld in Verruf gebracht, für unsachliche Verallgemeinerungen und eine teils bizarre Prohibitionspraxis gesorgt. Während sich etwa beim Oktoberfest Millionen Menschen heftig besaufen, sich vermöbeln und auffällig oft sexuell übergriffig werden, kommen friedlich bekiffte Jugendliche in Haft. Statt präzise danach zu fragen, welche der vielen Versionen von Drogenkonsum in welchem Kontext zu Problemen führen können, färbt die fast schon affektive Suchtdebatte alles ein. Die vielen unterschiedlichen Beweggründe und Deutungen von Drogenkonsum sollen dagegen zeigen, dass gerade im Feld der Drogen Michel Foucaults Frage nach sozialen und historischen Problematisierungsweisen einiges an Aufklärungspotential bereithält. Die Frage ist dann nicht mehr: Wie lässt sich das Drogenproblem lösen? Relevanter ist vielmehr: Was wurde wann und warum zum Problem erklärt?

Von besoffenen Mönchen ...

Die illustre Reise durch das Dickicht verschiedener Drogenkonsumgründe hätte unzählige mögliche Anfänge und Stationen. Einen faktisch beliebigen

aber interessanten Startpunkt liefert ein Rundschreiben der Pariser Theologischen Fakultät aus dem Jahr 1444, das eine von heute besehen irritierende Motivation für gelegentliches aber reichliches Trinken liefert. Dort heisst es, dass die «Torheit, die unsere zweite Natur ist und dem Menschen angeboren scheint. [...] Weinfässer platzen, wenn man nicht von Zeit zu Zeit den Deckel öffnet und Luft hineinlässt. Wir, die Menschen, sind schlecht gefertigte Weinfässer, die vom Wein der Weisheit platzen, wenn dieser in ununterbrochener Gärung von Andacht und Gottesfurcht gelassen wird. Deshalb lassen wir an bestimmten Tagen die Torheit (Narrheit) in uns zu, dass wir danach mit umso grösserem Eifer zum Gottesdienst zurückkehren» (zitiert in Bachtin 1995: 125). Die regelmässigen Trinkgelage, um die es im Rundschreiben geht, sind also gleich doppelt notwendig. Sie entsprechen der menschlichen Natur und sind unerlässlich, um gottgerecht zu leben und der Weisheit nachzujagen. Das trunkene Fest, das alle Kontemplation und Gottesfurcht konterkariert, gehört also der religiösen Ordnung an. Wer nicht trinkt, schadet seiner göttlichen Natur. Die kulturgeschichtlich bedeutsame Tradition des Fests, also einer «Zeit zwischen den Zeiten» (Feustel 2013: 25ff.), hat seine letzten Ausläufer im heutigen Karneval. Allerdings spricht wenig dafür, dass noch viel übrig ist von der Radikalität der Umwertung, vom Charakter der substantiellen Auszeit; genauso wenig wie irgendwer noch auf der Suche nach einer (religiösen) Weisheit ist.

... und anderen Kampftrinkern

Hans von Schweinichen dürfte etwas mehr als ein Jahrhundert später ähnlich besoffen gewesen sein, wie es das Rundschreiben nahelegt, allerdings aus ganz anderen Gründen. Auch er ist den «Tränen Gottes» (lat. Lacrimae Christi) zugeneigt, wie Johannes Pauli (1893: 90) den Trank etwas vor von Schweinichen beschreibt. Er sei so voll gewesen, dass er «hernach zwei Nächte und zwei Tage hintereinander geschlafen, dass man nicht anders meinte, als ich würde sterben». Dies veranlasst ihn allerdings nicht, dem Wein abhold zu werden. Ganz im Gegenteil: «Und seither habe ich sowohl Wein trinken gelernt und es hernach so stark continuieret, dass ich wohl sagen mag, es wäre unmöglich, dass mich einer vollsaufen könne. Ob es mir aber zur Seligkeit und Gesundheit gereicht, stelle ich an seinen Ort» (Schweinichen 1971: 35f.). Zu den Motiven von Schweinichens lässt sich freilich nur spekulieren. Nach einer Notwendigkeit der Natur, einer ritualisierten Festlichkeit oder gar nach einer Bedingung für religiöse Weisheit klingt es kaum. Vielmehr kommt der Eindruck auf, Trinken sei eine Art sportive Konkurrenz ohne tiefere Bedeutung. Von Schweinichen hatte die erste Runde derb verloren, um anschliessend zu trainieren und den Thron zu erringen. Offenkundig erliegt er zudem einer Art Anpassungsdruck, der – besonders mit Blick auf Alkohol – bis heute ein Motiv für den Konsum sein kann. Studien zum Trinkverhalten Jugendlicher und junger Erwachsener weisen in eine ähnliche Richtung (vgl. Walter et al. 2018). Getrunken wird (auch), um erwachsen zu werden, um mitzuhalten, dabei zu sein, nicht aufzufallen, Stärke zu zeigen etc. Andere trinken sich Mut an oder wollen locker werden und ihre beständigen Selbstzweifel für eine Weile hinter sich lassen.

«Opium ohne allen Schaden»

Während von Schweinichen ein soziales Gefüge beschreibt, das seine Adaption an den Alkohol, sein Sauftraining, anscheinend verlangt, sind ähnliche Prozesse auch im Hinblick auf Gesundheitsaspekte überliefert. Zedlers Universallexikon etwa, eine Art Wissensspeicher des 18. Jahrhunderts, verrät, dass man «Opium in zieml. Menge ohne allen Schaden mit grossem Vortheil» nutzen könne. Dass Opiumkonsumenten «nicht davon haben können abstehen», dass sie es also nicht lassen können und, nach moderner Diktion, süchtig werden, ist bekannt. Allerdings ist das kein Problem, genau umgekehrt: «Denn wenn man giftiger Dinge lange Zeit gewohnet, so tun sie der Natur keinen Schaden» (Zedler 1752: 857). Opium zu konsumieren, hat hier also den Zweck, eine Gewohnheit zu entwickeln, um fortan die medizinischen und seelischen Vorzüge des Stoffs ohne Schaden abschöpfen zu können. Die Suchtforschung moderner Art schlägt sicherlich vor Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammen. Allerdings ist medizinisch gesehen auch bekannt, dass Opiate angemessen dosiert und sauber konsumiert zwar das auslösen, was wir heute Sucht nennen, aber physiologisch oder psychologisch kaum schädigen, sofern das soziale Leben ringsum funktioniert. Spitz und ahistorisch formuliert, liesse sich sogar behaupten, dass – mit Blick auf Opium – noch im 18. Jahrhundert die Sucht eine Art Konsummotiv gewesen sein könnte, weil Opium erst dann seine vorteilhaften Effekte ausspielt, wenn die Gewöhnung eingesetzt hat. An diesem Punkt verschwimmt freilich die Grenze zwischen Medikament und Droge. Genau genommen konturiert sich diese Grenze so oder so nur anhand unterschiedlicher Konsummotive. Fast alle Drogen waren oder sind auch Medikamente, es hängt also fast ausschliesslich vom Einsatzgebiet und dem Grund der Einnahme ab. Opiate etwa, zu denen bekanntlich auch Heroin zählt, sind sehr lange schon und heute immer noch wichtige Stoffe in der Medizin.

Die etwas andere Schwerstabhängige

Wie historisch unterschiedlich Motive, Praktiken und ihre Einordnung als (Drogen)Problem sind, zeigt auch ein Leserbrief, den eine ältere Frau 1888 an die Fachzeitschrift The chemist and druggist (E.L.P.B 1888: 297–298) schickte. Darin heisst es:

«Seit 30 Jahren nutze ich Morphium regelmässig. Alles begann mit Chlorodyne, das mir zwei bedeutende Mediziner wegen einiger Krampfbeschwerden verschrieben. Mein Mann gab mir schliesslich Morphium mit dem Ergebnis, dass die nötige Dosis konstant bis zu nunmehr etwa 5 Gramm pro Woche anstieg. Das ist nun die übliche Menge, die ich seit sehr vielen Jahren nehme.

Diese in den meisten Fällen so schädliche Medizin hat meiner Vitalität ganz und gar nicht geschadet. Noch hat es in irgendeinem Mass meine Lebhaftigkeit reduziert, die sehr ähnlich zu jungen Frauen ist, obwohl ich mittlerweile 67 Jahre alt bin. Meine Lebensfreude ist ausgezeichnet, ich bin weder so ausgezehrt noch abgemagert wie die meisten anderen, die diese Behandlung erfahren

haben. Meine Augen sind dunkel und glänzend, mein Anblick entspricht den meisten in meinem Alter.

Das einzige Übel, das vermutlich von dieser Medizin herrührt, ist, dass ich konstant an Körperfett zulege. Ich wäre äusserst dankbar, wenn einer Ihrer Experten so nett wäre, mich darüber zu informieren, ob meine Zunahme an Fettgewebe eine natürliche Folge des Morphiumkonsums ist.

Hochachtungsvoll
E.L.P.B.»[1]

Aus medizinischen Gründen ist die Autorin dieser Zeilen in eine Opiumgewohnheit hineingeraten, die heute das Etikett schwerstabhängig bekäme. Allerdings weiss sie keine Probleme zu berichten. Sie sei nicht wie jene typischen Junkies, ausgezehrt und runtergekommen. Ganz im Gegenteil: Selbst im für die damalige Zeit recht hohen Alter stellt sie sich als lebensfroh und gesund dar. Zugleich deutet einiges darauf hin, dass das Bild des typischen Süchtigen eher ein mediales Schreckgespenst denn eine reale Erfahrung oder Beobachtung ist. Worauf die Frau rekurriert, ist letztlich nicht aufzuklären. Aber eine am Ende des 19. Jahrhunderts aufkommende Suchtdebatte ist getragen von Stereotypen und überzeichneten Figuren (vgl. Parssinen & Kerner 1980), die ziemlich genau dem entsprechen, was die Frau als typisches Bild des Junkies hervorbringt. Der Junkie scheint eher dem Kontrast zu dienen, der Distanzierung und Abgrenzung zu ihrer eigenen Lebenswelt. Und wenn es schliesslich einen unstrittigen Wirkungszusammenhang von Opiaten gibt, dann jenen, dass sie den Appetit zügeln und schwerlich nur für adipöse Tendenzen verantwortlich zeichnen können.

Dieser Leserbrief zeigt zwei Dinge recht anschaulich: Einerseits wird erkennbar, wie sich eine moderne Suchterzählung einschleicht und beginnt, die Dinge umzuwerten. Die Autorin ist noch ganz im viktorianischen England verhaftet, das wenig Berührungsängste kannte, was Opium angeht (vgl. Berridge 1987). Zugleich nimmt sie aber schon die neuen Zeiten einer ausufernden Problematisierung von Drogen als Suchtstoffe oder Rauschgifte zur Kenntnis. Schon um sich davon abzugrenzen, selbst wenn die Figur des Junkies in ihrer Lebenswelt gar nicht präsent ist. Andererseits zeigt die Quelle auch, dass Suchtdebatten mit ihrer typischen Pauschalität und ihrem Fokus auf den Zwangscharakter des Konsums für die Motive gewissermassen blind oder zumindest weniger empfänglich werden. Die gleiche Konsumpraxis, also regelmässig und hochdosiert, kann viele Gründe haben.

Vom Baum der Erkenntnis

Historisch gäbe es viele weitere Motive für den Konsum von Stoffen, die heute als psychoaktiv umschrieben werden. Die Kontexte jedoch sind immer kompliziert, andere soziale Bedingungen und eine auffällig andere Ordnung des Wissens (vgl. Foucault 1974) erlauben es nur bedingt, Stoffe und Motive, Situationen und Gefüge mit dem heutigen Drogendiskurs gegenzulesen. Auch damals waren die Dinge jedenfalls vielfältig. Von sportiver Konkurrenz bis zur religiös-natürlichen Notwenigkeit oder der Kompensation eines überaus stressigen Alltags war einiges dabei. Religiöse Erleuchtung oder diabolische Besessenheit haben ebenfalls einiges mit den Effekten von Drogen zu tun, auch wenn den Stoffen in diesem Kontext eine deutlich weniger bedeutsame Rolle zugeschrieben wurde (vgl. zu Drogen und der Hexenverfolgung Ginzburg 2005).

Ein anderes Spektrum an Motiven, auf Drogen zuzugreifen, entfaltet sich um Versuche, mit Stoffen der Erkenntnis auf die Beine zu helfen und auf gewisse Weise das Denken selbst zu denken. Während das erwähnte Rundschreiben betont, dass die weinselige Torheit nur den Ausgleich liefert, um zu allen anderen Zeiten nach Weisheit zu streben, hat die unmittelbare Verknüpfung von Drogen und Erkenntnis eine lange Geschichte. Das altgriechische Symposion (oder lateinisch Symposium) steht für ein geselliges Trinken in Gemeinschaft, in dessen Folge tiefsinnige und vielleicht philosophische Gespräche mit Erkenntnisgewinn entstehen. Der Begriff hat sich in der Welt der Wissenschaft erhalten, auch wenn heutige Ausgaben eher mit Nüchternheit glänzen. Für eine bisweilen amüsante historische Naivität spricht, dass es immer wieder «Symposien» zur Alkoholsucht gibt.

Neuere Versionen der Verknüpfung von Droge und Erkenntnis stellen weniger auf gesellige Situationen denn auf individuelle Erfahrungen ab. Zu einem guten Teil haben wir dies der romantischen Eroberung der Drogen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu verdanken (vgl. Scharbert 2010). Thomas De Quincey (2009/1859) etwa – einer der ersten modernen Autoren, der Erkenntnisse und Abgründe von Rauscheffekten literarisch verhandelt – spricht vom Gedächtnis als von einem «Palimpsest», also von einem wiederbeschreibbaren Pergament, das noch alle älteren Spuren trägt. Opium legt diese Spuren frei und erlaubt daher tiefe, sonst verborgene Erinnerungen. «Vom Leben», schreibt er, «war ein Leichentuch der Vergessenheit über jedes Erlebnisdetail gebreitet worden. Und nun wird, auf stummen Befehl, auf ein Raketensignal, das unser Gehirn loslässt, dieses Tuch ruckartig entfernt, und das ganze Theater liegt entblösst bis in seine Tiefen vor unserem Blick. Dies war das grösste Mysterium. Und es ist ein Mysterium, das den Zweifel ausschliesst – denn den Märtyrern des Opiums wiederholt es sich, es wiederholt sich im Rausch zehntausendmal» (ebd.: 71).

Von «Ewigkeitsaugenblicken» und anderen transzendenten Wahrheiten

Seither gibt es viele Varianten tiefsinniger, umfassender, absoluter, paradiesischer und beständig weltbewegender Einsichten im Rausch. Charles Baudelaire (1991/1860: 77) trat restlos aus der nur subjektiven Position heraus und wurde zur Pfeife, die ihn raucht, nur um anschliessend das falsche Paradies kennenzulernen. Fitz Hugh Ludlow (2007/1857: 33) konnte in sich «hineinsehen und dank dieser entsetzlichen Fähigkeit alle Lebensvorgänge, die im Normalzustand unbewusst ablaufen, sehr lebhaft und deutlich wahrnehmen». Der Philosoph William James erlebt zwar nicht seine Kindheit wie De Quincey, dafür aber die Wahrheit ganz direkt: «Für mich, wie für jede andere Person, von der ich gehört habe, besteht das Grundlegende der Erfahrung [im Rausch] in dem unerhört aufregenden Gefühl einer eindringlichen metaphysischen Er-

leuchtung». Auf Lachgas offenbaren sich «alle logischen Beziehungen des Seins» (James zitiert in Kupfer 1996: 37f.).

Weiter geht die Reise über Ludwig Klages (1922), der berauscht die Ewigkeit in einem Augenblick erlebt, zu Walter Benjamin (1991), der anders – und schlauer als die anderen – den Spiess umdreht und im Rausch die restlose Kontingenz, die Leere oder die Abwesenheit der Wahrheit erkennt, über Carlos Castaneda und bis Timothy Leary (1982), der auf Meskalin oder LSD die ultimative Wahrheit der DNS decodiert. Jeweils ist das Motiv für Drogenkonsum die Erkenntnis, die Hoffnung, das Geheimnis des Lebens, der Welt oder gar des Universums ein für alle Mal zu lüften. Die Kulturgeschichte ist voller Versuche, einen Faust'schen Pakt mit dem Teufel einzugehen, um endlich zu verstehen.

Manchmal sollten erleuchteter Erkenntnis auch Taten folgen. Einige, die die Wahrheit gesehen hatten oder zu sehen glaubten, wollten diese revolutionär nutzen und eine andere, also ganz andere Gesellschaft mithilfe von Stoffen wachküssen. Der erwähnte Leary ist einer dieser Vorkämpfer der psychedelischen Revolution, der so vielen Leuten wie möglich LSD verabreichen wollte. Die kybernetisch-biologische Evidenz, also die unvermittelte Wahrheit der DNS, die das LSD angeblich unweigerlich und unbestreitbar ins Bewusstsein ruft, müsse automatisch dazu führen, dass die Menschen die lächerliche Maske namens Subjekt abstreifen und den Kapitalismus zwangsläufig überwinden würden. «Turn on, tune in, drop out» war der passende Leitspruch. Allen Ginsberg, ein alter Beat und später Advokat der psychedelischen Revolution, drückt, offenbar erleuchtet, das revolutionäre Motiv wie kaum ein anderer aus. Er war «wie der Messias, vom Schicksal ausersehen, eine Revolution anzuführen. Nackt wanderte er die Treppe hinab, entschlossen, der Welt die Wichtigkeit seiner Erfahrung kundzutun, indem er Nikita Chruschtschow, William Carlos Williams und Normen Mailer anrief. Nachdem er sich dem Fräulein vom Amt gegenüber als Gott ausgegeben hatte (er buchstabierte es ihr sogar [...], sah er sich mit Jack Kerouac verbunden, den er sofort nach Boston zu kommen drängte: «Ich bin high und nackt, und ich bin der König des Universums. Steig in die nächste Maschine. Es ist Zeit!» (Watson 1997: 306).

Exitstrategien

Nicht immer ging der bedröhnten Rebellion die totale Einsicht voraus. Bisweilen war und ist Drogenkonsum auch ohne tiefere Schicht eine mehr oder weniger rebellische Absage an die Normen der Gesellschaft, an den Status quo und der Versuch, Freiheitsspielräume auszudehnen. Auch diese Spur zieht sich durch die Moderne. Die Zwanzigerjahre des letzten Jahrhunderts gelten, vor allem mit Blick auf grosse Städte wie Paris und Berlin, als berauschtes Jahrzehnt. Das promiskuitive Leben hatte die urbanen Zentren im Griff. Eine Ahnung machte sich breit, was ein grossstädtischer Lebensstil für Freiheiten und Zumutungen bereithalten kann. In diesen Zusammenhängen eröffnet sich eine ganze Reihe an Motiven für Drogenkonsum. Von kompensatorischer Feierwut und Ekstase bis zu Stoffen, die am Mindset schrauben, um die Zumutungen von Prostitution zu ertragen. In Teilen jedoch ist die Rede vom berauschten Jahrzehnt eine derbe Übertreibung; eine Fiktion, die einer politisch motivierten Skandalisierung von Drogen ohne tatsächliche Relevanz in der Wirklichkeit auf den Leim gegangen ist (vgl. Hoffman 2018).

William Burroughs und die vorhin erwähnten Beats etwa nutzen Drogen als Provokation, als Antithese und Mittel, die puritanische Zwangsjacke der McCarthy-Ära zu sprengen. Kurz: Drogen als vielleicht gefährlicher, aber einziger Weg zur Freiheit, nicht zuletzt zur sexuellen, in einer durch und durch homophoben Zeit. Nach der kurzen, aber heftigen und heftig berauschten Euphorie der Sechzigerjahre kehrt, wenn man so will, das Muster oder das Motiv eines rebellischen Drogenkonsums ohne Erleuchtung zurück. Punk ist die neue Antithese, die nächste Runde vorrangig jugendlichen Aufbegehrens ohne grosse Erzählung, eine Rebellion ohne Revolution – aber mit Drogen. Verdichtet formuliert kann Drogenkonsum schlicht davon motiviert sein, die Eltern zu ärgern und das eigene Nein! zur Langeweile des Spiesserlebens mit einer dicken Tüte zu unterstreichen. Der zweite Summer of Love 1988 und die anschliessende Rave- und Technobewegung hat ähnliche Elemente des Aufbegehrens, schon weil ältere Semester so gar nicht verstehen wollen, was diese endlos wummernde «Musik» soll. Und erneut macht sich eine Jungendkultur breit, die den Eltern ein Schnippchen schlagen und anders sein will. Drogenkonsum inklusive.

Optimiert Euch!

Berauschte Erkenntnisse hatten Konjunktur – gegenwärtig haben sie sich eher in versprengte Esoterik-Zirkel zurückgezogen. Und seit der «neue Geist des Kapitalismus» (Boltanski & Chaipello 2003) die Rebellion zum Modus der Akkumulation, also die kreative Klasse zur Triebkraft des Kapitals gemacht hat, ist es gar nicht mehr so einfach, die Eltern mit Drogenkonsum auf die Palme zu bringen oder ihr zumindest Sorgenfalten auf die Stirn zu treiben.

Vielmehr hat sich ein ganzes Spektrum angepasster Konsummotive etabliert, die sich bereits in der eben erwähnten Technobewegung finden lassen. Optimierung ist der neue Trend.

In der Spätmoderne zeichnete sich also für Drogenkonsum ein anderer Ort bzw. eine andere, funktionale Kontur ab, die gleichwohl beständig umstritten bleibt. Bereits seit den 1990er-Jahren «entwickeln sich avantgardistische Perspektiven, die sich mit ganz neuen Arten und Dynamiken von kontrollierter Lusterzeugung und funktionalem Geniessen beschäftigen» (Schmidt-Semisch 1999: 136). Passend zum neoliberalen Zeitgeist, in dessen Kontext das Selbst (und dessen Rausch) zur Ressource wurde, schimmert eine pragmatische und zweckorientierte Verwendung von Drogen durch, die Mathias Bröckers vielleicht etwas vorschnell als kommende «kosmetische Psychopharmakologie» umschreibt (Bröckers 1994). Damit verschieben sich auch Konsummotive. Drogen, die als Alkohol, Kaffee, Zigaretten, Medikamente usw. alltäglicher Bestandteil der Gesellschaft sind, könnten – so die leise Hoffnung – entideologisiert werden. Dies wird vor allem befördert durch den erwähnten «Geist des Kapitalismus», der Flexibilität und Kreativität zum höchsten ökonomischen Gut erhebt und nicht mehr (bzw. deutlich seltener) auf ein stupides, rhythmisches Funktionieren in der Fabrik angewiesen ist. «Psychedelische Dienstleistungen» könnten dann eine funktionale Rolle spielen und zugleich einen neuen Markt etablieren: «Neue psychoaktive Drogen könnten nach der Mode massgeschneidert werden. Sind Leute der alten Mode überdrüssig und suchen nach neuen Verhaltensweisen (oder wollen sich vielleicht gescheiter fühlen), werden Drogen mit der gewünschten Wirkung geschaffen» (Saunders zit. in Schmidt-Semisch 1999: 136). Die Unterscheidung von Medikament und Droge wird restlos brüchig, und die Motive für den Konsum werden mit der neuen Warenförmigkeit der Droge so vielfältig wie angepasst.

Die Flexibilität der Normen befördert Drogenkonsum und Rausch in absehbarer Zeit aus den Mustern devianten Verhaltens heraus, hinein in einen Raum von flexibler Normalität, den gerade die Techno- und Ravebewegung selbst etablierte. Der flexible Mensch hat neue Regeln für den Umgang mit sich und der Welt und nicht zuletzt auch im Umgang mit seiner Selbstkontrolle zu lernen: Er hat sich situationsgerecht zu verkörpern, ein Erlebnis-Bewusstsein des Rausches zu generieren und dennoch eine reflexive Distanz beizubehalten (vgl. Legnaro 1999: 130). Szenarien einer etablierten und anerkannten Drogenkonsumkultur werden vor allem vor dem Hintergrund denkbar, dass Rauschzustände weder der Produktivität noch der Integration in die spätkapitalistische Gesellschaft schaden, sondern Kreativität fördern, Erholung zulassen oder beschleunigen usw. Am Horizont erscheint die Idee eines neuronalen Tunings, das sich den Bedingungen der Zeit anpasst, für Optimierung sorgt und nur dann zum Problem wird, wenn die «reflexive Distanz» nicht gewahrt wird.

Dieses vielgestaltige Bild von Motiven oder Gründen für Drogenkonsum ist wahrlich nicht vollständig. Weitere Themen wären: Drogen zum Zweck der kriegerischen Endhemmung (vgl. Ohler 2015), Drogen zum Verdrängen sozialpsychologischen Ballasts, Drogen zur Beschleunigung, um das Tempo der Gegenwart und des Beats halten zu können, oder Drogen gegen die Langeweile des schnöden Alltags (Kowitz 2015). Genauer besehen verschwimmen unterschiedliche Kategorien: Freizeit und Arbeit, kontrollierter Konsum und Abhängigkeit, harte und weiche Drogen oder Medikament und Droge. Keines dieser Gegensatzpaare hält wirklich stand; besonders dann nicht, wenn Konsummotive in den Fokus rücken, die von sehr unterschiedlichen historischen Kontexten und Vorstellungswelten hervorgebracht werden.

Das Drogendreieck

Das Dreieck aus Subjekt, Substanz und Gesellschaft, mit dessen Hilfe Jakob Tanner (2018) die Wissensgeschichte des Suchtkonzepts im 20. Jahrhundert einzufangen und aus den Fängen medizinischer Selbstgewissheiten herauszulösen versucht, trägt auch ein Stück weit, wenn es um die Beweggründe für Drogenkonsum und ihre Analyse geht. Immerzu sind subjektive Dispositionen und Konstellationen beteiligt, genauso wie Reize der Droge und ihre Verfügbarkeit. Die Gesellschaft spielt, auch wenn von ihr gegenwärtig weniger die Rede ist, beständig eine entscheidende Rolle und das gleich auf mehreren Ebenen:

Welchen rechtlichen Status und welche moralische Konnotation haben Drogen zu welcher Zeit? Gelten Opiate etwa als Hausmittel zur freien Verfügung oder als Höllenzeug, das unweigerlich zur Sucht und zum Absturz führt? Oder gerät Drogenkonsum in die Fänge politischer Aspirationen oder gar Bewegungen? Hängt ihnen das Etikett des Rebellischen an oder eilt ihnen der Ruf voraus, unumstössliche und weltbewegende Wahrheiten bereitzuhalten? Ist kiffen dienlich, um den adoleszenten Krach mit den Eltern einzuleiten oder greifen die Eltern selbst gern zur Tüte, weil es mittlerweile cool ist?

Ohne Zweifel mischen sich Motive häufig, die Wirklichkeit des Drogenkonsums lässt es kaum zu, die Dinge sauber zu entziffern. Und oft genug wissen KonsumentInnen selbst nicht ganz genau, warum sie was nehmen. Und dennoch sollte deutlich werden, dass die mittlerweile tief versenkte Verkettung von Drogen, Gefahr und Sucht einem historischen Blick nicht standhält. Der starke Fokus auf das Problem der Drogen hinterlässt bisweilen den Eindruck eines Ablenkungs- oder Ausweichmanövers. Hin und wieder wurden Drogen der herrschenden kapitalistischen Ordnung durchaus gefährlich, bspw. im Kontext der 1960er Jahre, also der Counterculture. Das führte jeweils zu einem heftigen Schwall reisserischer Antidrogenpropaganda, die mit aller Macht die Gefahren in den Vordergrund schob. Die vielfältigen Motive gerieten unter die Räder. Das vorrangige Narrativ war jenes der Schwäche: Wer Drogen konsumiere, sei als Individuum nicht stark genug und verfalle der verführerischen Kraft diabolischer Stoffe. Die hohle wie berühmte Phrase: «Keine Macht den Drogen»[2] verdichtet diese Erzählung vorbildlich. Selbstbestimmte Motive, gute Gründe oder gar kontrollierter Konsum (vgl. Kolte & Schmidt-Semisch 2018) werden undenkbar. Eine Art Phänomenologie unterschiedlicher Motive für Drogenkonsum ist daher eine wichtige Aufgabe. Besonders dann, wenn sie die Rolle der Gesellschaft im Dreieck mit Subjekt und Substanz hervorkehrt.

Literatur

Bachtin, M.(1995): Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Baudelaire, C. (1991/1860): Les paradis artificiels – Die künstlichen Paradiese. Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 6. München, Wien: Hanser.

Benjamin, W. (1922): Gesammelte Schriften. Bd. II-1.. Aufsätze, Essays, Vorträge. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Berridge, V. (1987): Opium and the people. Opiate use and drug control policy in nineteenth and early twentieth century. England, London: Free Association Books.

Boltanski, L./Chaipello, È. (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

Bröckers, M. (1994): Kosmetische Psychopharmakologie. TAZ vom 22.3.1994: 16.

Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

De Qunicey, T. (2009/1859): Suspiria de profundis – Seufzer des Verderbens: Eine Fortsetzung der Bekenntnisse eines englischen Opiumessers. Hamburg: Aurinia.

E.L.P.B. (1888): Leserbrief vom 3. März. The chemist and druggist 32: 297-298.

Feustel, R. (2013): Grenzgänge. Kulturen des Rauschs seit der Renaissance. Paderborn: Wilhelm Fink.

Foucault, M. (1974): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Hoffmann, A. (2018): Die «Kokain-Welle» im Deutschland der 1920er-Jahre. Oder: Wie Kokain zum Problem wurde. S. 57–70 in: R. Feustel/H. Schmid-Semisch/U. Bröckling (Hrsg.), Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Wiesbaden: Springer VS.

Ginzburg, C. (2005): Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte. Berlin: Wagenbach.

Klages, L. (1922): Vom kosmogonischen Eros. München: Georg Müller Verlag.

Kowitz, D. (2015): Nancy braucht was Schnelles. Zeit Online vom 15.02.2015. https://tinyurl.com/ugxvt8c, Zugriff 25.03.2020.

Kupfer, A. (1996): Die künstlichen Paradiese. Rausch und Realität seit der Romantik. Stuttgart: Metzler.

Leary, T. (1982): Politik der Ekstase. Linden: Volksverlag.

Legnaro, A. (1999): Der flexible Mensch und seine Selbstkontrolle – eine Skizze. S. 117-132 in: A. Legnaro/A. Schmieder (Hrsg), Jahrbuch Suchtforschung. Bd. 1. Suchtwirtschaft. Münster: LIT Verlag.

Ludlow, F.H. (2007/1857): Der Haschisch-Esser. Kreuzlingen, München: Hugendubel.

Ohler, N. (2015): Der totale Rausch. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Parssinen, T.M./Kerner, K. (1980): Development of the disease model of drug addiction in Britain 1870-1926. Medical History 24(3): 275–296.

Pauli, J. (1893): Schimpf und Ernst. Leipzig: Reclam.

Scharbert, G. (2010): Dichterwahn. Über die Pathologisierung der Modernität. München: Wilhelm Fink.

Schmidt-Semisch, H. (1999): Palais des drogues oder: Psychedelische Dienstleistungen aller Art. S. 133-142 in: A. Legnaro/A. Schmieder (Hrsg), Jahrbuch Suchtforschung. Bd. 1. Suchtwirtschaft. Münster: LIT Verlag.

Kolte, B./Schmidt-Semisch, H. (2018): Kontrollierter Konsum. S. 173-191 in: R. Feustel/H. Schmid-Semisch/U. Bröckling (Hrsg.), Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Wiesbaden: Springer VS.

Schweinichen, H. v. (1971): Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Heidenheim: Heidenheimer Verlagsanstalt.

Tanner, J. (2018): Subjekt – Substanz – Gesellschaft. Sucht nach 1945. S. 159-172 in: R. Feustel/H. Schmid-Semisch/U. Bröckling (Hrsg.), Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Wiesbaden: Springer VS.

Walter, S./Litau, J./Stumpp, G. (2018): Jugend und Alkoholkonsum. S. 547-554 in: R. Feustel/H. Schmid-Semisch/U. Bröckling (Hrsg.), Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. Wiesbaden: Springer VS.

Watson, S. (1997): Die Beat Generation. Visionäre, Rebellen und Hipsters 1944-1960. St. Andrä-Wördern: Hannibal.

Zedler, J.H. (Hrsg.) (1752): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste, welche bisshero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden. Halle und Leipzig: Zedler.

Endnoten

1 Eigene Übersetzung. Im Original: «I have myself been in the habit of taking morphia for thirty years. I began by taking chlorodyne for a spasmodic complain, as ordered by two eminent medical men. It was changed by my husband for morphia, with the result that by constantly increasing the dose it came at last to 4 scruples per week, which has been the regular quantity taken now for very many years. This medicine – so deleterious in most instances – has by no means impaired the vitality of my system, or tended in any degree to reduce my activity, which is equal to that of many young women, although I am now 67 years of age. My enjoyment of life is perfect, and I have none of the haggard, emaciated look borne by most persons who adopt this treatment. My eyes are black and bright, the sight being no worse than that of most persons my age. The only evil which appears to arise from the use of this medicine is a constantly increase of fat, and I should be considerably obliged if any of your contributors will kindly inform me if this increase adipose tissue is a natural result of the morphia. I am, sir, yours faithfully,
E.L.P.B.»

2 Dabei handelt es sich um eine aufwendige Kampagne der deutschen Bundesregierung, die vor den Gefahren des Konsums warnen wollte.